

DR. MARC VON MIQUEL

125 Jahre gesetzliche Rentenversicherung in der Knappschaft-Bahn-See

Eine Zeitreise in neun Stationen

Die gesetzliche Rentenversicherung feierte Ende 2014 ihr 125-jähriges Jubiläum. Anlass ist die Verabschiedung des Gesetzes zur »Invaliditäts- und Altersversicherung« im Jahr 1889, mit dem die staatliche Rentenpflichtversicherung für Arbeiterinnen und Arbeiter eingeführt wurde. In der Folge hatten über elf Millionen Personen, immerhin ein Viertel der Bevölkerung im Deutschen Reich, einen Rechtsanspruch auf Rentenleistungen, wenn sie erwerbsunfähig waren oder – was nur in Ausnahmefällen vorkam – die damalige Altersgrenze von 70 Jahren erreichten. Nachdem Arbeiterinnen und Arbeiter bereits 1883 und 1884 per Gesetz kranken- und unfallversichert waren, bildete die Rentenversicherung den Abschluss der Sozialversicherungsgesetzgebung unter Otto von Bismarck. Der Reichskanzler bezeichnete diese Pionierleistung nicht zu Unrecht als Vorstoß »in unbekannte Erdteile«.

Gleichwohl bauten die neuen Rechtsnormen, Verwaltungsstrukturen und Leistungen der Alterssicherung auf Althergebrachtem auf. Grundlegend waren die Traditionen und das Expertenwissen der beiden bereits bestehenden berufsständischen Sozialversicherungen, vor allem des im Mittelalter entstandenen Knappschaftswesens im Bergbau, später dann der ersten Rentenkassen der staatlichen Eisenbahnen. Insbesondere das Preußische Knappschaftsgesetz von 1854 kann als Blaupause für die spätere gesetzliche Rentenversicherung gelten, denn es führte die Versicherungspflicht ein, den Rechtsanspruch auf Leistungen und die paritätische Selbstverwaltung in eigenständigen Körperschaften. In das Rentengesetz flossen zudem die Erfahrungen aus den 1879 errichteten Arbeiterpensionskassen der preußischen Eisenbahnen ein. Es lag in der inneren Logik der gesetzlichen Rentenversicherung, dass sie den Kreis der Versicherten in die Industrie und Landwirtschaft schrittweise erweiterte. So kam mit Gründung der Seekasse im Jahr 1907 der dritte Berufsstand hinzu, der heute unter dem Dach der Deutschen Rentenversicherung Knappschaft-Bahn-See versichert ist.

Um die Geschichte der Rentenversicherung in der Knappschaft-Bahn-See (KBS) zu verdeutlichen, werden im

Folgenden neun Objekte vorgestellt. Obwohl unvermeidlich lückenhaft, hat eine solche Präsentation den Vorzug, die Gegenstände erzählen zu lassen. Stellen Sie sich vor, Sie besuchen eine historische Ausstellung und verweilen vor einem Exponat. Man will wissen, wo es herkommt, was es bedeutet, wie es durch die Zeiten gekommen ist. Die Eindrücke der Betrachtenden verbinden sich mit individuellen Erfahrungen, und unvermeidlich entsteht eine jeweils eigene Wahrnehmung der Geschichte. In diesem Sinne sind die Erläuterungen des Autors lediglich als Anregung gedacht, um einen Weg in die vielfältige Vergangenheit der Versicherten und der Beschäftigten in der Rentenversicherung zu bahnen.

Staublung eines Bergmanns

Wer das Ruhrmuseum in Essen besucht, stößt gleich im Eingangsbereich auf die von Kohlestaub schwarz verfärbte Lunge eines Bergmanns (Abb.1). Sein Name ist nicht angegeben, und man erfährt nicht, wann der Mann gestorben ist. Umso eindrucksvoller spricht das Exponat davon, dass im Ruhrgebiet wie in anderen ehemaligen Kohlerevieren das erstickende Husten und der frühe Tod an Silikose erkrankter Bergleute kein Einzelschicksal, sondern alltägliche Erfahrung waren. Neben der weit verbreiteten Staublung

generkrankung zählten zu den vielen Gesundheitsrisiken im Bergbau das Augenzittern, Rachitis und Rheuma, vor allem aber Verschleiß und Erschöpfung durch schwere körperliche Arbeit.

Nach Einführung der gesetzlichen Rentenversicherung erhielten die Versicherten der Knappschaftsvereine im Durchschnitt bereits mit 52 Jahren eine Invalidenrente. Angesichts der hohen gesundheitlichen Belastung galten dabei für Bergarbeiter schon im Kaiserreich besondere Bedingungen. Eine kleine Teilrente wurde bereits gewährt, wenn die Arbeitskraft um ein Drittel vermindert war. Und während ansonsten zwei Drittel der Arbeitskraft verloren sein mussten, um eine Rente zu erhalten, lag die Bemessungsgrenze im Bergbau bei der Hälfte.



Abb.1

Doch weder bot die damalige Rente der Arbeiter- und Knappschaftsversicherung mehr als ein Zubrot im Alter, noch konnten die Invaliden auf einen längeren Ruhestand hoffen. Im Bergbau lag der Rentenbezug vor dem Ersten Weltkrieg unter durchschnittlich sechs Jahren. Erst die zwanziger Jahre brachten Leistungsverbesserungen und eine höhere Lebenserwartung. 1929 schließlich wurde zumindest die schwere Silikose als Berufskrankheit in der Unfallversicherung anerkannt.

Bergmannsfiguren von Arnold Frische

Als 1910 in der Bochumer Pieperstraße das neue Verwaltungsgebäude des Allgemeinen Knappschafts-Vereins seine Pforten öffnete, empfingen die Besucher auf der Empore der Eingangstreppe zwei beeindruckende Bronzeskulpturen (Abb. 2 und 3). Sie zeigten kraftvolle Bergarbeiter, mit und ohne Schnurrbart, bekleidet nur mit Hut und einfachen Hosen. Beide hielten in der Rechten eine Grubenlampe



Abb. 2 und 3

pe, einer in der Linken eine Keilhaue, der andere einen Schlägel. Geschaffen wurden die beiden Plastiken von dem Düsseldorfer Bildhauer Arnold Frische, der zahlreiche Grab- und Kriegerdenkmäler in der Region gestaltete.

Auf den Abbildungen sieht man die beiden Bergleute ohne Grubenlampe und Gezüge, abgerissen ist auch jeweils der linke Arm. Die Beschädigungen stammen von dem Luftangriff auf die Stadt Bochum im November 1944, der weite Teile des Verwaltungsgebäudes in der Pieperstraße zerstörte. Die Figuren wurden 1952, als der Wiederaufbau der Ruhrknappschaft abgeschlossen war, durch zwei Bergarbeiterstatuen ersetzt, die dem damaligen Zeitgeschmack entsprachen und einen idealisierten Körperbau aufwiesen. Die früheren Plastiken wurden im Keller des Verwaltungsgebäudes eingelagert und 2010 anlässlich des 750-jährigen Jubiläums der Knappschaft im Rahmen der Ausstellung „Auf breiten Schultern“ im Deutschen Bergbau-Museum Bochum (DBM) wieder gezeigt.

Rettungsgerät für Helmatmung

Dramatische Grubenunglücke, verursacht etwa durch Schlagwetter- und Kohlenstaubexplosionen, Wassereinträge und Grubenbrände, ließen den Bergbau zu einem gefährlichen Wirtschaftszweig mit einer hohen Anzahl an Schwerverletzten und Todesopfern werden. Entsprechend wichtig war das Grubenrettungswesen. Hier abgebildet ist ein Rettungsgerät des Drägerwerkes, das für Unfälle bei giftigen und sauerstoffarmen Wettern geeignet war (Abb. 4). Es kam 1903 auf den Markt und verfügte neben Sauerstoffflaschen, Druckmesser und Druckminderer über die neuen Alkalipatronen zur Atemluftreinigung. In diese Zeit fällt auch der Aufschwung des Grubenrettungswesens, getragen von den Bergbau-Betrieben und der Berufsgenossenschaft. Unter Einsatz von Gasschutzgeräten wurden im Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg



Abb. 4

76 Bergleute gerettet – möglicherweise auch mit diesem Apparat, der aus dem DBM stammt.

Der Weg zu einer deutlichen Reduzierung der Arbeitsunfälle im Bergbau war lang. Die höchste Anzahl der beobachteten meldepflichtigen Arbeitsunfälle in der Nachkriegszeit fällt auf das Jahr 1958. Damals war fast jeder dritte Bergarbeiter von einem Unfall betroffen. Erst von 1965 bis in die Gegenwart ist ein kontinuierlicher Rückgang der Unfälle zu verzeichnen. Auch der Einsatz persönlicher Schutzmittel am Körper wie Lederhelme, Knieschützer und Staubmasken setzte sich erst in den 1950er Jahren durch.

»Der Knappschaftsschreiber«

1924 verfasste Paul Magnus Roch, Mitarbeiter der Bochumer Ruhrknappschaft, eine Bildergeschichte, die sich erkennbar an Wilhelm Busch anlehnte: »Der Knappschaftsschreiber und anderes Fidules« (Abb. 5). Die inzwischen wiederaufgelegte Broschüre bietet einen unterhaltsamen Einblick in den Arbeitsalltag eines Verwaltungsbeamten in der Pieperstraße. Dabei erweisen sich die zwanziger Jahre als moderne Zeiten, geprägt von Arbeitsteilung und eng getakteten Abläufen. »Schlüssel hört man klirrend rasseln, Bleistifte zur Erde prasseln, Telefonbediener plappern, Schreibmaschinen rasend klappern.«

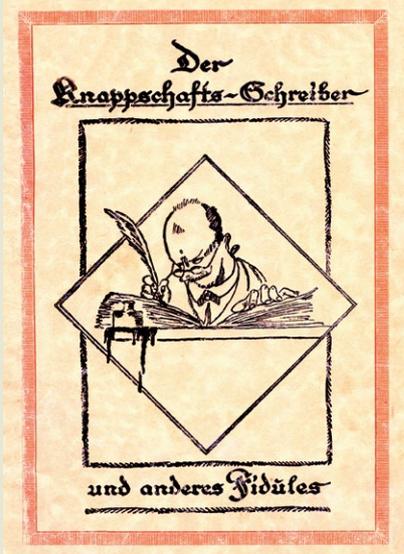


Abb. 5

Wie schwer es sein kann, nach getaner Arbeit abzuschalten, schildert die Geschichte am Beispiel eines wüsten Albtraums, der den Helden heimsucht. »Und zwei große Heftmaschinen, die sich von allein bedienen, schlagen just zum Zeitvertreib ihm die Drähte durch den Leib. Jetzt wird er im Traum noch Beute wildgeword'ner Knappschaftsleute, die verzweifelt ihres harten Loses, auf die Renten warten. Und er schreit so laut er kann: Ich weis' Euch 'nen Vorschuss an!«

Paul-Ehrlich-Klinik in Bad Homburg

Zu sehen ist eine Ansichtskarte mit dem Motiv einer Kurklinik, wie sie seit je her von Patienten an ihre Angehörigen und Freunde verschickt wurde (Abb. 6). Unsere Karte ist nicht beschrieben und stammt aus der Zeit um 1930. Sie zeigt das Park-Sanatorium in Bad Homburg, das inzwischen Paul-Ehrlich-Klinik heißt und unter den zehn Rehabilitations-Krankenhäusern der KBS eine besonders faszinierende Geschichte aufweist. Die Anfänge des Hauses datieren auf das Jahr 1900, als der Spezialist für Magen-Darm-Erkrankungen Dr. Curt Pariser es als Privatsanatorium eröffnete. Der hervorragende Ruf des jüdischen Arztes reichte bis weit über Frankfurt und Berlin hinaus. Besonderen Zuspruch erhielt die Klinik von russischen Patienten, für die eigens zwei russischsprachige Assistenzärzte eingestellt wurden. Die Postkarte zeigt den stolzen Neubau der Kurklinik



Bad Homburg v. d. H. Park-Sanatorium

Abb. 6

aus dem Jahr 1906, dessen Umbau 1914 zum Soldatenlazarett der Frankfurter Mäzen Alfred Speyer finanzierte.

Ein Cousin Curt Parisers war der Nobelpreisträger Dr. Paul Ehrlich, Professor für Pharmakologie in Frankfurt und Mitbegründer der Chemotherapie. Tragischerweise starb Ehrlich im Jahr 1915 an einem Herzinfarkt, als er sich in der Klinik seines Verwandten zur Behandlung aufhielt. Curt Pariser musste sich nach dem Ersten Weltkrieg gegen antisemitische Anfeindungen wehren und sah sich durch die Nachkriegsinflation gezwungen, die Klinik zu schließen. Als sein Nachfolger 1928 das Haus veräußern musste, übernahm es die Arbeiterpensionskasse der früheren Preußisch-Hessischen Staatsbahnen und benannte es in Park-Sanatorium um. 1934 wurde der Klinikträger die neu errichtete Reichsbahn-Versicherungsanstalt. Von 1945 bis 1956 nutzte die US-Armee das Gebäude als Kaserne, anschließend gelangte es wieder in den Besitz der Bundesbahn-Versicherungsanstalt. Zwei umfangreiche Umbauphasen Ende der 1950er und Mitte der 1980er Jahre verwandelten das ehemalige Sanatorium in eine moderne Rehabilitationsklinik, die einen Schwerpunkt auf die Behandlung von Erkrankungen der inneren Organe legte und mittlerweile unter dem Dach der KBS um den Fachbereich Orthopädie erweitert wurde. In Erinnerung an die jüdische Gründungsgeschichte der Klinik wurde sie 1979 von Park-Sanatorium in Paul-Ehrlich-Klinik umbenannt.

Lochkartensortiermaschine

Eine Revolution in der Verarbeitung von Massendaten war die Erfindung des maschinellen Lochkartenverfahrens durch den Deutsch-Amerikaner Hermann Hollerith im Jahr 1884 (Abb. 7). Doch dauerte es, bis die maschinelle Datenverarbeitung per Lochkarten auch in Deutschland Fuß fasste, nicht zuletzt aufgrund der hohen Anschaffungskosten für die Hollerithmaschine. Unter den ersten vier deutschen Verwaltungen, die im Jahr 1912 das Lochkartenverfahren einführten, war auch die Ruhrknappschaft in Bochum. Die Lochkarten, die für die Versicherten angelegt wurden, enthielten unter anderem Angaben über die Höhe der Rente, Alter, Beruf und Familienstand der Berechtigten. Neben der Dokumentation von Rentendaten erstellte die Ruhrknappschaft mit dem Lochkartenmodell auch Statistiken zum Krankenstand, zum Sterbealter und zu Heilverfahren.

Abgebildet ist eine Lochkartensortiermaschine der Ruhrknappschaft aus den 1950er Jahren. Hergestellt wurde sie von der französischen Firma Bull, die neben IBM, dem Nachfolger der Deutschen Hollerith Maschinen GmbH, führend auf dem Sektor war. Das Besondere an dem Modell ist die hohe Leistungsfähigkeit in einer gegenüber den Vorgängern deutlich verringerten Größe. So misst die Maschine nur 1,6 Meter Breite und etwa einen Meter Höhe. Die zuständigen Bearbeiter und Bearbeiterinnen, damals Operatoren

genannt, mussten viel Erfahrung mitbringen und die Maschine mit hoher Konzentration bedienen, sonst drohte, dass tausende Karten stundenlang neu sortiert werden mussten.

Pistole und Aktentasche

Zu den Aufgaben der Versichertenältesten gehört es, die ortsnahe Verbindung der KBS mit den Versicherten herzustellen, sie zu beraten und zu betreuen. Zudem wählen sie die Vertreter der Versicherten für die Vertreterversammlung. Bis Anfang der sechziger Jahre waren Versichertenälteste und Knappschaftsbeamte zudem dafür zuständig, Löhne, Gehälter und Versichertenrenten auszuzahlen. Da es sich um große Summen handelte, waren die Beauftragten bewaffnet. Ausgezahlt wurde häufig in Gaststätten. Zu sehen ist eine Aktentasche (Abb. 8) und Pistole (Abb. 9), wie sie damals für die Zahlungen ausgegeben wurden. Der Versichertenälteste Wilhelm Habes, damals noch Knappschaftsältester genannt, berichtet: »Nach dem Krieg musste ich die Geldtransporte der Lohngehälter für zwei Gruben durchführen. Als schließlich die Löhne auf die Konten der Versicherten überwiesen wurden, war ich froh, dass dieser gefährliche Auftrag wegfiel.«

Schulungsstätte Schlema

Die deutsche Einheit stellte die Rentenversicherungsträger vor große Herausforderungen. Es galt nicht nur, in der ehemaligen DDR die Fortzahlungen der umgerechneten Renten zu gewährleisten, es mussten auch neue Dienststellen errichtet und neue Beschäftigte gewonnen werden. Stellvertretend für viele Aspekte des „Aufbau Ost“ aus der Geschichte der damaligen Bundesknappschaft soll an dieser Stelle die Qualifizierung des Personals geschildert werden – anhand der Schulungsstätte Schlema im sächsischen Erzgebirge (Abb. 10). Bereits zum Januar 1991 musste die Bundesknappschaft mit ihrem Dienststellennetz für die Krankenversicherung in den neuen Bundesländern präsent sein. Der Start

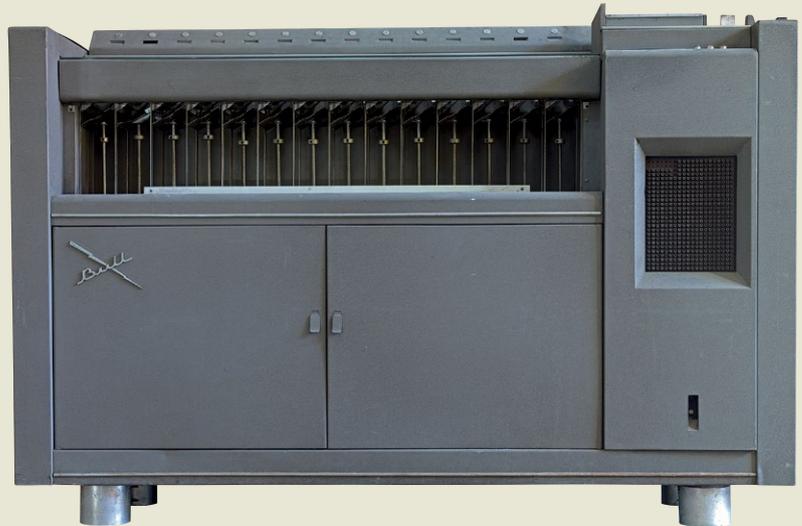


Abb. 7

für den Bereich Rentenversicherung war ein Jahr später geplant. In dieser knappen Zeit mussten neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gefunden, eingestellt und geschult werden. Den Anfang machte die Ausbildung von vierzig Männern und Frauen, die für Tätigkeiten im gehobenen Verwaltungsdienst vorgesehen waren und bereits im September 1990 starten sollte. Ziel der Schulungsmaßnahmen war es, den Beschäftigten eine Qualifikation zu vermitteln, die mit den Ausbildungsgängen in Westdeutschland vergleichbar war.

Es war also höchste Eile geboten, passende Räumlichkeiten zu finden, in denen die Bundesknappschaft die neuen Kräfte nicht nur unterrichten, sondern auch unterbringen konnte, denn sie reisten aus der gesamten ehemaligen DDR an. Seine Erfahrungen in der Aufbauarbeit beschreibt Peter Grothues,

seinerzeit Ausbildungsleiter der Bundesknappschaft und inzwischen Direktor der KBS: »Wir wären mit unserem Projekt sicherlich nicht so erfolgreich gewesen, wenn uns nicht viele Kolleginnen und Kollegen, die Funktionen in der ehemaligen Sozialversicherung der DDR bekleidet hatten, mit ihren Erfahrungen und Ratschlägen geholfen hätten. Einer der genialsten Hinweise, die ich bekam, war der folgende: ›Fahr doch mal nach Schlema, da gibt es die Gebietsakademie des Gesundheitswesens Wismut. Vielleicht geht da was?‹ Gesagt, getan. Mein erster Gedanke auf dem Parkplatz war, sofort wieder umdrehen und weiterfahren. Gut, dass ich das nicht gemacht habe, denn mit der Gebietsakademie des Gesundheitswesens Wismut haben wir die Wiege unserer Schulungsmaßnahmen in den neuen Bundesländern gefunden – nur wusste ich das damals noch nicht. Das Ergebnis meiner ersten Besichtigungstour lässt sich wie folgt zusammenfassen: Groß und imposant als Bauwerk, Zimmer und Sanitäreinrichtungen völlig ungeeignet, Speisesaal nicht brauchbar,



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

Seminarräume nicht vorhanden – wie auch, es war ja ein Sanatorium!«

Dank des unermüdlichen Einsatzes der Beschäftigten vor Ort gelang es, von September 1990 bis Ende 1994 insgesamt 1.300 neue Beschäftigte der Bundesknappschaft aus- und fortzubilden. Ein Jahr später wurde die Ausbildung von Schlema auf vier andere regionale Bildungsstätten in Ostdeutschland verlagert. Der Abschied war wehmütig, nicht zuletzt auch von der geschätzten »Trabi-Kneipe«, wo sich die Referenten und Schulungsteilnehmer nach dem Unterricht trafen.

Von Beruf: Kapitän

Unter den Erinnerungstücken, die man im Leben ansammelt, sind es zu meist private Fotos, die besonders am Herzen liegen. Daher erscheint es auch passend, unsere Zeitreise mit einer Aufnahme aus persönlichem Besitz zu beschließen, die einen Versicherten in der Ausübung seines Berufes zeigt (Abb. 11). Zu sehen ist der Kapitän Wilfrid Sorgenfrei im Jahr 2005 im Steuerrhaus des Schleppers Weser. Entstanden ist es in den Bremerhavener Häfen, im Hintergrund ist der dortige Containerterminal zu erkennen.

Zum Zeitpunkt der Aufnahme konnte Wilfrid Sorgenfrei bereits auf über vier Jahrzehnte Berufstätigkeit in der Schifffahrt zurückblicken. Seine Ausbildung zum Hafenschiffer trat er 1960 an, damals auf einem Dampfschlepper im Hamburger Hafen, der bald von einem Schlepper mit Dieselmotor abgelöst wurde. »Mein tägliches Brot waren Pflege- und Wartungsarbeiten

an Deck, an der Maschine und im Maschinenraum sowie im Winter die Bestückung des mit Koks betriebenen Heizkessels«, schildert Sorgenfrei seine Lehrjahre. Aufgrund der Verdrängung der Kleinschifffahrt durch den aufkommenden Containerverkehr heuerte Sorgenfrei 1963 bei einer großen Reederei an. Nach mehreren Reisen schloss er ein Jahr später eine zweite Lehre mit der Matrosenprüfung ab. Vor allem die Gründung einer Familie motivierte ihn, in Hamburg wieder häuslich zu werden. Es folgten Jahre auf einem Seebäderschiff in der Ostsee, anschließend auf einem Schubschlepper, der in Lübeck, Glückstadt und Hamburg im Einsatz war.

Der weitere Berufsweg von Wilfrid Sorgenfrei war durch die ständigen Umbrüche in der Schifffahrt geprägt. Sein Kapitänspatent, mit dem „W“ für Wachoffizier, erwarb er 1972. Damit wurde er zunächst 2. Offizier auf Schiffen der Hamburger HADAG und träumte davon, bald selbst das Kommando zu übernehmen. Doch die Vercharterung des vorgesehenen Schiffes ließ die Pläne platzen, so dass er zunächst

zur Wasserschutzpolizei wechselte und später wieder in die Schlepsschifffahrt zurückkehrte. Nach Jahren als Kapitän eines Schlepverbandes, die ihn nach Mexiko, die US-Golfküste und an den Mississippi führte, landete Sorgenfrei aufgrund des Verkaufs seiner Reederei wieder in Deutschland, nun an der Weser. Von 1986 bis zum Erreichen der regulären Altersgrenze 2010 führte er das Kommando auf mehreren modernen Schleppern, die vor allem im Bugsierdienst eingesetzt wurden. Trotz eines überaus gefahrvollen Berufs – Wilfrid Sorgenfrei bildete sich ständig zu Fragen der Sicherheit weiter – konnte er seinen Ruhestand in bester Gesundheit antreten. Und bekanntlich fängt mit 66 Jahren das Leben ja erst an...

DR. MARC VON MIQUEL

Dokumentations- und Forschungsstelle der Sozialversicherungsträger (sv:dok)
Hunscheidtstraße 18
44789 Bochum

Quellennachweise:

Abb. 1: Foto Rainer Rothenberg, Ruhrmuseum Essen
Abb. 2, 3, 4, 7, 8, 9: Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Abb. 5: Knappschaft-Bahn-See
Abb. 6: Dokumentations- und Forschungsstelle der Sozialversicherungsträger
Abb. 10: Knappschaft-Bahn-See, Aufnahme von 1992
Abb. 11: Foto Klaus Peter Kiedel, Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven



Abb. 11